

Alte Ofenkunst

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 42

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644355>

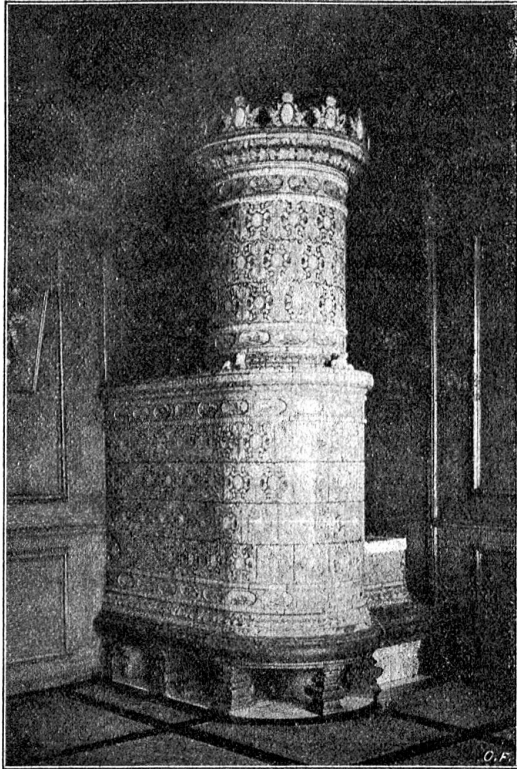
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Herr des Himmels, also auf die Weise kommst du mir heim, du Saufaus! Geld, bei dir ist's wieder Matthäi am letzten, sonst läßt du dich ja daheim nicht blicken. O, ich



Ofen aus dem ehemaligen Schaufelbergerhaus in Erlach (jetzt im Schloß Jegenstorf), datiert 1701. Kllschée aus dem Werk: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Füßli, Zürich.

unglücklicher Tropf! Alle Herrgottsmüh' ist umsonst, ich alte Trulle schaffe mir die Glieder lahm, die Augen blind, und so ein Lump ludert wochenlang im Land herum. Aber recht geschieht mir. Zum Gespött bin ich deinetwegen geworden, mit den Fingern zeigt man auf mich, ob ich noch nicht bald fürs Narrenhaus reif sei!“

Das ungleiche Paar schwankte hin und her, auf und ab, einmal gegen die Wand, einmal gegen das Geländer, und die im Winde flackernde Lampe beleuchtete die schauerliche Szene mit blickartigen Lichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Ofenkunst.

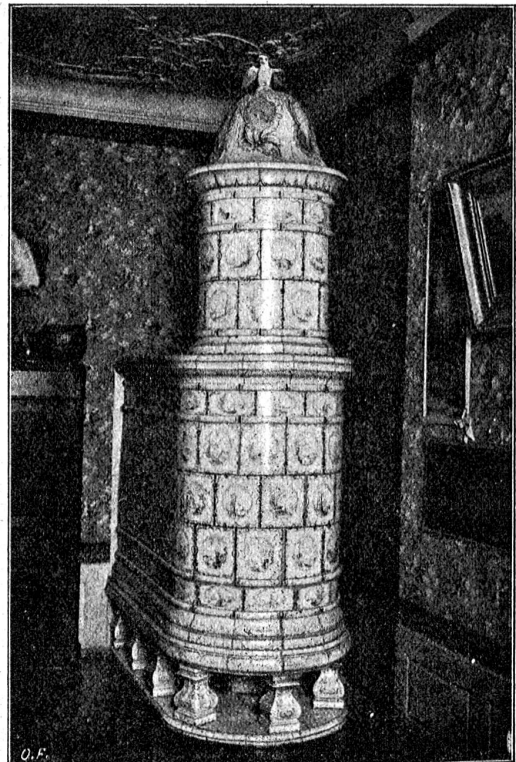
Der Mangel an Hausbrandkohle läßt uns wehmütig zurückblicken in die Zeit der Kachelöfen; damals wußte man noch nichts von Zentralheizung und von einer ungemütlichen Vorwinterzeit, da man schlotternd in der ungeheizten Stube bei den kalten Radiatoren sitzt. Damals „stüzte“ man eine „Wedele“ oder zwei ein — die „Holzfresser“ wurden nicht so ernst genommen — und „höcklete“ hinter oder neben den Ofen und „b'richtete“ etwas; auch Zeit zum Höckeln und B'richten hatte man damals noch.

In der Tat, der großmächtige geblümte Kachelofen ist das bedeutsamste und beredteste Inventarstück in der alten Bürgerstube, die augenfälligste Erinnerung an die gute alte Zeit des Bürgertums. Die Ofenmacherkunst blühte zu der Zeit, da die im Handel und Gewerbe reich gewordenen Bürger unserer Städte und Städtchen sich ihre geräumigen, oft mehr solid und prunkvoll als bequem und

behaglich ausgestatteten Häuser bauen ließen. Das bare Geld war damals noch nicht so gesucht wie heute. Wer solches hatte, scheute sich nicht, einen schönen Teil davon zu verbauen. Geld stand zur Verfügung; darum konnten Kunst und Handwerk zusammenarbeiten, auch im einfachen Bürgerhaufe. Die Bürgerwohnung von den Grundmauern bis hinauf unter das Dach, von den massiven geschnitzten Tischen, Bettladen, Truhen und Stabellen bis zum einfachen Gebrauchsgegenstand, zum Teller, Krug, Tintenfaß trug den Stempel der Hablichkeit und Gediegenheit. Die Handwerksmeister setzten ihren Stolz darein, ihr Bestes zu leisten; sie haften mit ihrem Namen und ihrer Berufsehre für das Gelingen ihrer Arbeit.

In der Kunst des Ofenbaus behauptete im 17. Jahrhundert die Schweiz ihren Ruf weit über ihre Grenzen hinaus. Am längsten herrschte der gotische Ofentypus vor. Ueber einem viereckigen oder polygonen Unterbau, der auf Füßen ruht, erhebt sich ein leichter, oft turmhähnlicher Aufbau, den eine Bekrönung abschließt. Selten fehlt auch ein gemüthlicher Ofensitz aus Kacheln mit Rück- und Armlehnen. Die Ofen aus dieser klassischen Zeit sind wahre Wunderwerke von Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Man schaue sich daraufhin nur die Prunköfen in unseren Museen an, z. B. den im „Seidenhofzimmer“ im Landesmuseum in Zürich. Hier liegt zwar ein Renaissance-Beispiel vor. Die Ecken sind in dieser Stilepoche durch Pilaster, Halbsäulen, Hermen und Karyatiden kräftig betont; die Architektur überwiegt die Plastik und die Malkunst. Aber auch diese Künfte feiern Triumphe in Ornamenten, Sprüchen, Szenarien, in blauen, violetten, rosa, grünen und gelben Farben.

Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts hatte Winterthur in der Schweiz die führende Stellung inne in der Töpferei und Hafnerei. Unter den zwanzig zünftigen Hafnergeschlechtern dieser Stadt ragt die Familie Pfau hervor. Ein Ludwig Pfau von Winterthur wird als Erbauer des oben erwähnten Zürcher Prunkofens genannt.

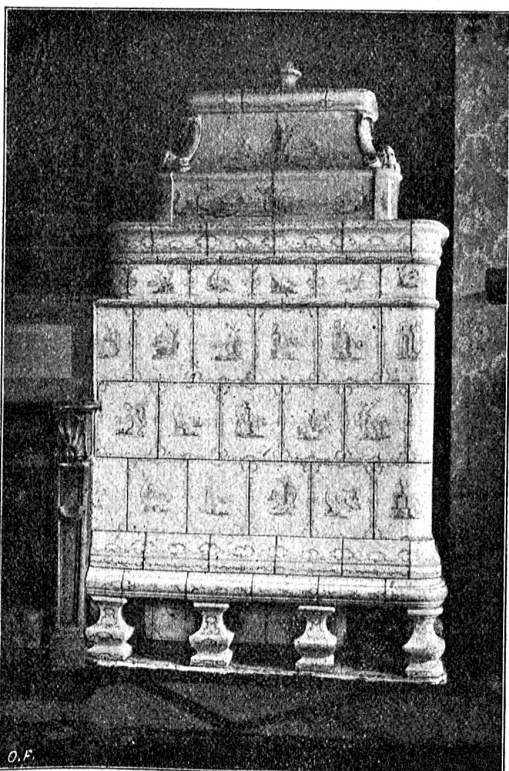


Ofen aus dem Hause „aux Dragons“ in Neuenstadt. Violettbraune Malerei auf weiß. Mitte 18. Jahrhunderts wahrscheinlich von Samuel Landolt erstellt. Kllschée aus: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Füßli, Zürich.

Wir geben in unsern Illustrationen die photographischen Aufnahmen von vier alten Kachelöfen aus bernischen Bürgerhäusern wieder. Der erste stammt aus dem ehemaligen „Schaufelbergerhaus“ in Erlach (von Schultheiß Christian Schaufelberger 1686 erbaut) und befindet sich heute im Schloß Jegenstorf. Er ist datiert 1701 und vermutlich die Arbeit des Hafners Joh. Conr. Landolt von Neuenstadt. Vom gleichen Meister stammt auch der heute im Berner Historischen Museum sich befindliche Trittofen aus dem „Bernhaus“ in Neuenstadt. (Vergl. Aufsatz über das „Bernhaus“ in Nr. 39.)

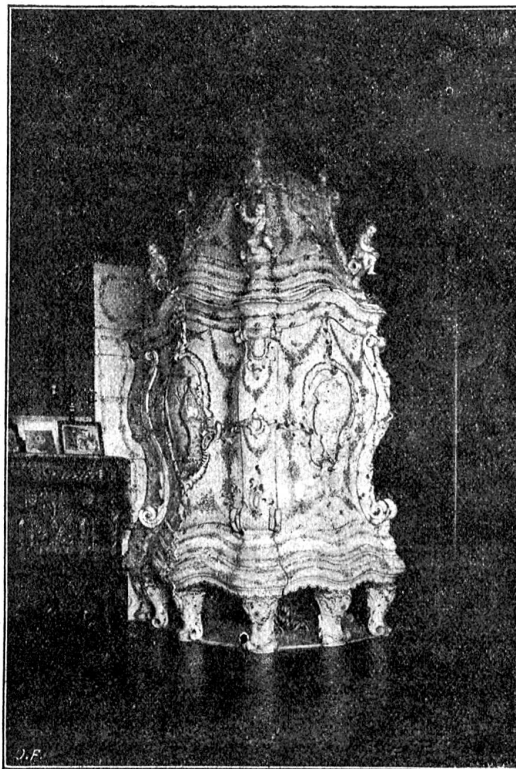
Der zweite Turmofen mit dem Papagei auf der Krönung (Abb. S. 498 unten) und der längliche mit der edigen Bekrönung (Abb. S. 499 unten) stehen heute noch im Haus „aux Dragons“ in Neuenstadt. Sie sind etwas jüngeren Datums, vermutlich erbaut von Meister Samuel Landolt (1732/1780). Hübsche Landschaftchen sind in violett-braunen Farben auf die großen viereckigen Kacheln gemalt. Als Beispiel eines sehr hübschen Kofoko-Ofens reproduzieren wir (Abb. S. 499 oben) den Ofen im Hause der Frl. Besson in Neuenstadt. Er mag auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. An Zierlichkeit in den Formen und in der Bemalung (violettbraune Malerei auf weiß) sucht er seinesgleichen.

Es sind diese vier Ofen nur einige Beispiele der zahlreichen schönen Seeländer Kachelöfen, die heute noch existieren als die Zeugen eines ehemals blühenden Kunsthandwerks. Die Hafner- und Ofenmalerfamilie Landolt war während des 18. Jahrhunderts ein besonderer Ruhm Neuenstadts. Sie versah die ganze Gegend mit vorzüglich bemalten Monumentalöfen. Einige der Seeländer Brunköfen stammen wahrscheinlich auch vom Solothurner Hafnermeister Johann Wiswald, dessen Tochter Margarethe die Kacheln bemalte. Ein anderer namhafter zeitgenössischer Ofenkünstler war J. S. Bitto von Biel.



Ofen aus dem Hause „aux Dragons“ in Neuenstadt. Violettbraune Malerei auf weiß. Mitte 18. Jahrhunderts wahrscheinlich von Samuel Landolt erstellt. Klissee aus: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Süssli, Zürich.

In neuerer Zeit sind die Architekten bestrebt, der Keramik und speziell der Hafnerkunst den ihnen gebührenden Platz zurückzugeben. Sie lassen wieder Kachelöfen mit far-



Ofen aus dem Hause des Frl. Besson in Neuenstadt. Violettbraune Malerei auf weiß. Klissee aus: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Süssli, Zürich.

bigen und erhabenen Kacheln einbauen. Sie gewinnen damit für den Raum jene intime Behaglichkeit, die die alten geblühten Kachelöfen in die Bohnstube strömen ließen mit der Wärme der Feurung. Möge es ihnen gelingen, dieses alte heimelige Handwerk neu zu beleben und auf die einstige Höhe zu bringen. H. B.

Hans Rhy, Balladen und Lieder.

(Verlag H. R. Sauerländer & Cie.,arau, 1919.)

Zu allen Zeiten hat die Schweizer Sagen- und Heldengeschichte den Balladendichtern Stoff in Fülle geboten. Es ist darum nicht verwunderlich, daß die Schweizer Balladenliteratur zu einem schier unheimlichen Berg angewachsen ist. Freilich verdienen nicht alle epischen Gedichte die Bezeichnung Balladen, auch wenn sie sich diese zulegen. Die Ballade ist eine Kunstform subtilster Art. Sie ist episch im Grundstoff, aber stark gefühlsbeherrscht und voll dramatischer Spannung. Diese innere Begrenztheit bedingt eine sorgfältige Stoffauswahl. Die einfache historische Anekdote laugt nicht zur Ballade. Ein tragischer Kern muß in der Perspektive der Begebenheit aufleuchten. Hans Rhy kennt dieses Grundgesetz der Ballade wohl. Doch sind nicht alle seine Balladen im Stoffe vollwertig. Die Bravourstücklein der alten Eidgenossen (Mannszucht, Die Schildwache, Rückzug von Meaux, Das Ende der päpstlichen Schweizergarde, Der Unteroffiziersposten der Schweizergarde, Bei Rossbad) entbehren im Grunde der Allgemeingültigkeit; es sind historische Episoden, oft genug Geschichtsklitterung, die selten auf den wirklichen Grund der Zeitgeschichte hinunterblicken lassen, eher ihn verdunkeln. Wir sind diesem Heldentum gegenüber skeptisch geworden und empfinden die Freude daran, als antiquiert